

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 20

Artikel: Der Schützenbecher
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stände innerer Stagnation angelangt, und wenn dieser Zustand nicht bald überwunden wird, wird sie zu existieren aufhören. Es werden im Völkerleben keine Leichen geduldet, sie werden von den Alasgeiern aufgefressen."

*

Die Asche des Mannes, der diese aufrüttelnden Worte auf dem Liegestuhle mühsam in sein Tagebuch kritzte — immer über das eigene Schicksal hinweg das Ganze beschauend —, wurde auf dem väterlichen Hofe zu Füßen der Linde, die ihm sein Bruder zum Gedenken ge-

pflanzt hat, im Heimatboden beigesetzt. Die Asche des Mannes, der das tiefe Wort gedacht hat: „Ich komme von unten her, ich komme wie ein Baum von den Wurzeln.“

Die Jugend hat nicht das vollendete Werk erhalten. Aber sie hat Voßhart selber, seine Männlichkeit, seinen Mut, seine Kraft, seine Überwindung des Leidens, wenn sie seinen Glauben zu ihrem eigenen macht.

Und er ist unter uns, lebendig, nicht tot, wenn wir mit ihm sind — im Geiste!

Nachtgedanken.

Von Jakob Voßhart. *)

Nicht dem Kleinmut dich ergeben,
Liegst das Morgen noch so weit!
Menschgeborenes schleppst am Leben
Und an der Vergangenheit.

Könnten wir in Nächten bleichen
Jedes Tags Erinnerung,
Alle Griffelspuren streichen,
Fühlten wir uns ewig jung!

Doch so mögen sich beschränken
Blatt und Blume, Baum und Tier:
Nur durch schmerzliches Gedenken
Und in Leiden wachsen wir.

Und so bleiben wir verbunden
Jedem Schicksalschlag und Stoß:
Narben sind und Seelenwunden
Allerhöchstes Menschenlos.

Der Schützenbecher.

Von Jakob Voßhart. **)

Am rechten Ufer des Zürichsees liegt über dem mit Reben bepflanzten Hang ein alleinstehendes Gehöfte, das man das Himmeli nennt. Es hat diesen Namen wohl der erhöhten Lage, noch mehr vielleicht seiner Fruchtbarkeit zu verdanken; denn um das schmucke Haus liegt ein ganzer Wald von Obstbäumen, und der Wein, der an der Halde wächst, ist wohlbekannt am See. Wenn den Bauern dortzulande etwas über die Maßen mündet, so sagen sie: „Es ist gut wie Himmeliwein, man möcht' dran sterben!“

In dem Hause wohnte die Witwe Steppacher mit ihrem Sohn, dem Himmelfritz, und einem Knecht. Den Mann hatte sie schon vor einer Reihe von Jahren verloren, und seither nie wieder ans Heiraten gedacht; ihr ganzes Sinnen war darauf gerichtet, den Buben ehrbar groß zu ziehen und ihm das Heimeli zu erhalten. Sie war emsig wie eine Ameise und hielt die Dinge wacker zusammen, drum war sie auch dünn wie eine Ameise, was ihrer guten Laune jedoch keinen Abbruch tat. Die Arbeit schlug an, das merkte sie, und hielt sie am Sil-

vesterabend Musterung über ihre Schätze und konnte sie einen wenn auch kleinen Zuwachs feststellen, so fäzte sie Mut und Heiterkeit für ein ganzes Jahr.

Die Sorgen, von denen sie in früheren Jahren oft geplagt worden war, lernte sie erst wieder kennen, als ihr Fritz zwanzig Jahre alt geworden. Bis dahin hatte sie ihn immer fein säuberlich im Himmeli zu halten vermocht, jetzt aber, nachdem er die Rekrutenschule durchgemacht hatte, wurde er des gleichförmigen, stillen Lebens überdrüssig und suchte an Sonntagen gern im Dorf lustige Gesellschaft auf. Ja, eines Tages trat er vor die Mutter hin und sagte, er müsse in den Schützenverein eintreten und brauche Geld.

„Müssen?“ fragte sie.

„Ja, müssen, Mutter, wer Soldat ist, muß einem Schießverein angehören, sonst hat er das Vergnügen, jedes Jahr einmal in die Kaserne einzurücken, um seine Pflichtschüsse abzugeben.“

Sie ereiferte sich: „Was nützt auch auf Gottes Erdboden das ewige Pulvern und Knallen, es wäre gescheiter, ihr lerntet etwas besser mit dem

*) Aus dem bei Grethlein erschienenen Gedichtband.

**) Aus dem Buche: Erdschollen. Verlag Grethlein & Co.

Karst und der Sense umgehen, als mit dem nichtsnützigen „Gvetterligewehr“. Wozu braucht man denn schießen zu können, das möcht' ich doch einmal wissen!“

„Hätte der Tell nicht schießen können, so hätte er sein Kind erschossen,“ erwiderte Fritz, „und wir wären jetzt Schwaben oder Österreicher, und wenn einer auf einem Ross oder in einem Wagen einherkäme, müßten wir uns jedesmal fragen: Soll ich jetzt den Hut ziehen und sagen: „Guten Tag, Herr Kaiser,“ oder „Gott grüß' Euch, Herr König“ und dabei den Buckel biegen wie beim Nebenheften. Vom Himmeliwein aber würden wir nicht viel zu sehen bekommen, dem wüchsen Räder oder Füße und er würde vom König und was weiß ich von wem sonst noch verjuchheit werden.“

„Du bist ein Schalksnarr,“ sagte die Mutter, „so geh, wenn du's doch nicht lassen kannst, aber das sag' ich dir: Wenn du einmal wackelig nach Hause kommst, so lege ich deine Flinten auf den Scheiterstock und striegle sie mit dem Beil.“

Ein Jahr später kam der Himmelsfritz mit dem ersten Kranz von einem kleinen Schützenfeste nach Hause. Von da an war ihm etwas Neues ins Blut gefahren, die Unraust, die uns die Ruhmsucht gibt. Was für andere die Liebe in diesen Jahren ist, das wurde ihm das Zielschießen, eine wahre Leidenschaft. Schwang er die Sense auf der Wiese, den Karst auf dem Acker oder die Hake im Weinberg, so sah er sich im Geiste stets im Scheibenstand und erblickte, im Feuer des Schusses, das Absehen, das Korn und das Schwarze der Scheibe, alle drei hübsch aufeinander, wie es sein muß. Am Sonntagmorgen aber nahm er sein Gewehr hervor und machte Ziellübungen über den See weg nach dem Zifferblatt der Thalwiler Turmuhr, denn er hatte Augen wie ein Falke. Am Nachmittag schritt er hinunter nach dem Schützenstand, dabei schlug ihm das Herz so freudig, wie andern Burschen, wenn sie zum Liebchen ziehen. Und hatte er alle Schüsse sauber in die Scheibe gesetzt, so war er für eine Woche fröhlich, wie seine Mutter für ein Jahr froh war, wenn sie am Silvesterabend ihre Dinge in Ordnung gefunden hatte.

Fritz mochte vierundzwanzig Jahre alt sein, als er an einem Abend vor dem Schlafengehen zu der Mutter sagte: „Morgen brauche ich wieder Geld, viel Geld diesmal, ich — ich will um einen Becher schießen.“ Er sah, wie die Frau

bei dem Worte zusammenschraf, und er fragte sie: „Was ist dir?“

Sie erwiderte nichts, sondern stieg auf dem Dsentreppchen in die Kammer hinauf, und er hörte, wie sie oben einen Schrank öffnete und etwas Klirrendes herausnahm. Dem Klange nach waren es keine Münzen, und Fritz wurde neugierig. Er sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Bald sah er die Mutter das Treppchen herabsteigen, sie hielt vorn auf der Brust in den Armen etwas Blinkendes: es waren vier silberne Becher. Sie stellte sie auf den Tisch und sagte: „Da, Fritz, sieh dir das Geschirr an.“

„Du hast Schützenbecher?“ fragte er verwundert, nach einem von ihnen greifend; er hatte von den Schäzen keine Ahnung gehabt.

„Ja, sieh dir das Geschirr an,“ wiederholte sie. Dann nahm sie den einen in die Hand, hielt ihn dem Sohne vor die Augen und sprach langsam: „Das ist ein teures Familienstück, Bub, aus dem Becher hat sich dein Großvater zu Tod getrunken.“

Sie sagte es in seltsamem Ton, und er trat einen Schritt zurück. Die Witwe ergriff hierauf die drei andern Becher mit beiden Händen, streckte sie wiederum dem Sohne hin und fuhr fort: „Noch teurer müssen dir diese Geschirre sein, aus ihnen hat sich dein Vater zu Tod getrunken.“

Fritz war so betroffen, daß er nichts weiter zu antworten wußte, als: „Du spaßest, Mutter, die Becher sind ja alle wie neu.“

„Du mußt es nicht wörtlich nehmen, wie ich es sagte, aber es ist doch wahr. Als dein Großvater diesen Becher nach Hause brachte, da soll er zum erstenmal auf den Füßen geschwankt haben. Er brachte den ersten Becher in unsere Gemeinde; kam er in das Wirtshaus, so pries man ihn und trank ihm zu und nannte ihn Schützenkönig. Das gefiel ihm, das Wirtshaus wurde ihm heimlich und der Wein lieb. Von da an hat er von unserem guten Himmeliwein keinen Tropfen mehr verkauft, er hat ihn selbst getrunken. Von ihm stammt das Wort: das ist gut wie Himmeliwein, man möcht' dran sterben. Er ist dran gestorben.“

Wie es dem Großvater ging, ist es noch einem andern ergangen, doch ich will dir diese Geschichte nicht erzählen, obgleich ich es wohl imstand' wäre, denn der andere war dein Vater selig.“

Sie stellte die Becher wieder auf den Tisch und sagte nach einer Weile: „Mich dünkt, wir

haben genug solcher Familienstücke, nun willst du hingehen und andere dazu holen. Fritz, mir schaudert vor solchem Silberzeug!"

"Wie kannst du mich für so schwach halten, Mutter? Hast du mich ein einziges Mal betrunknen aus dem Schützenverein oder von einem Festchen heimkehren sehen?"

"Bisher waren es nur kleine Anlässe, du bist nie länger als einen Tag fortgeblieben, jetzt aber gehst du in einen andern Kanton, bleibst zwei, vielleicht drei Tage unter leichtem Volk . . ."

"Es sind alles rechtschaffene Männer."

Ja, aber die Festluft und der Festwein und das Reden und Singen, und dann das Haschen nach dem Silberzeug, das macht euch den Kopf trüb!"

"Man sieht, daß du noch nie an einem Schützenfest gewesen bist, da geht es viel nüchtern zu, als du denfst, lärmten und über das Maß trinken tun nur die Festbummler und Lotterschützen, denen es nicht darauf ankommt, ob ein Schuß in der Scheibe sitzt oder nicht. Mache es mir jetzt nicht schwerer als nötig. Ich kann nicht zu Hause bleiben, ich habe mein Wort gegeben, die besten Schützen, unser fünf, haben sich zu einer Gruppe zusammengetan, man zählt auf mich."

"So versprich mir, die ganze Zeit nüchtern zu bleiben. Gib mir die Hand darauf, wie bei einem rechtschaffenen Handel."

Er tat es wohlgemut. Sie öffnete die Kommode, und reichte ihm das Geld, das er verlangte.

Um andern Morgen sah sie ihm zum Küchenfenster hinaus nach, bis er unten im Dorf verschwand. Sie wurde die trüben Gedanken nicht los. Wenn er nur jede Kugel ins Blaue schößse!

Tags darauf gegen Abend hörte die Steppacherin Musik, die vom See heraufschallte. "Jetzt werden die Schützen kommen," dachte sie und schritt vor das Haus, wo sie die ganze Gegend überblicken konnte. Ein Dampfschiffchen mit roten und blau und weißen Lüchlein geschmückt, strebte von Zürich herkommend dem Dorfe zu; auf dem Dampfschiffsteg aber funkelte etwas in der Sonne, das waren die Trompeten, deren Schall heraufdrang. Das Schiff landete, großes Freudengeschrei übertönte die Musik, die Schützen mußten sieggekrönt heimkehren.

Der Lärm und die Musik verhälten. Die Steppacherin schaute vom Himmeli ins Dorf hinunter, hoffend, ihren Fritz aus

den Häusern und Bäumen hervortreten zu sehen. Sie schaute, zehn, zwanzig Minuten lang, er kam nicht. "Sie sind in die Krone gegangen, nun mag es gut werden."

Die Nacht kam und Stunde um Stunde verging, Fritz erschien nicht; seine Mutter aber trat jeden Augenblick vors Haus und horchte in die Stille hinaus. Endlich, als es ein Uhr schlug, hörte sie Tritte, die die Halde emporkamen, langsam, unsicher.

Sie trat in die Stube und erwartete den Sohn. Die Haustüre öffnete sich, zwei Hände tasteten sich durch den Gang und suchten nach der Türklinke, dann stolperte Fritz, einen derben Schützenfluch ausstoßend, über die Schwelle und in die Stube.

"Du kommst schön zum Vorschein," sagte die Steppacherin ruhig, "hält man so Wort bei euch Schießbrüdern? Pfui!"

Das Wort stach ihn.

"Was haderst du da? Meinst etwa, ich habe zu viel? Ja wohl! Ich, zu viel! Sieh, das hab' ich herausgeschossen!" Dies sagend, zog er mühsam ein Futteral aus der Rocktasche und aus diesem einen blinkenden Becher, den er triumphierend auf den Tisch schlug. "Den hab' ich herausgeschossen, es ist der einzige im Dorf. Wie gefällt er dir?"

"Wie soll er mir gefallen! Ich wollte lieber, du wärest nicht betrunken."

"Ich? Betrunken? Was faselst du da! Durft hab' ich, Himmelsak Hol' mir Wein, Mutter, Durft hab' ich, ich will noch eins trinken."

"Geh ins Bett und schlaf dich aus, du Weinschütz!"

"Mit wem redest du so? Wart, ich will dir's zeigen! Holst du keinen Wein, so hol' ich mir selber meinen Schoppen. Ich will doch sehen, Himmelsak Ich hab' noch Durft!"

Sprach's, griff eine Flasche aus dem Eckfästchen und stolperte hinaus und in den Keller hinunter.

Die Mutter sah ihm nach und blickte dann auf den gleißenden Becher.

"Wie der Vater und der Großvater," seufzte sie. "Oh, das verfluchte Geschirr!" Die helle Wut gegen den Becher kam über sie, und ein Gedanke blitzte ihr durch den Kopf: "Was ich einst dem Gewehr verheißen, das will ich dem Becher halten!"

Sie griff hastig danach und schritt in die Küche hinaus. Dort stellte sie das Gefäß auf

den Scheiterstöck, ergriff das schwere Beil und wuchtig fuhr das Eisen herab. Der Becher schrie auf wie ein lebendes Wesen. „Ja, schrei nur, ich will dir's gleich austreiben!“ Und wieder und wieder fuhr die Axt auf und nieder, bis der Becher zu einer Platte zusammengeschlagen war. Die Steppacherin lachte, ihr war, sie habe den Teufel erschlagen. Ruhig trat sie in die Stube, legte das Silberblech auf den Tisch und setzte sich auf einen Stuhl. Bald darauf trat Fritz wieder herein. „Wo ist der Becher, du mußt daraus trinken. Zweimal haben wir ihn heute verschwemmt, jetzt sei's zum dritten.“

Da entdeckte er auf dem Tisch das zusammengequetschte Kleinod, das, was noch vor wenigen Minuten sein Stolz gewesen war. „Mutter!“ schrie er auf, es zuckte ihm in allen Muskeln, seine Hände ballten sich und erhoben sich drohend über dem Haupte der Frau. Sie blieb ruhig und versetzte kurz: „Dem Gewehr hab' ich's versprochen, dem Becher gehalten.“ Das Wort entflammte seinen Zorn noch mehr. Er ergriff den zertrümmerten Pokal und warf ihn der alten Frau wuchtig an den Kopf.

Sie sank lautlos vom Stuhl auf den Boden, Blut floß ihr aus dem grauen Haar.

Auf einmal war Fritz nüchtern, er stürzte neben ihr nieder und hob sie in den Armen auf, von Neue erfaßt.

Sie öffnete bald die Augen wieder und sah sich um. In diesem Augenblick fühlte Fritz zwei Dinge, nämlich daß er bösen Wein getrunken und daß er eine gute Mutter hatte und sie liebte.

„Es tut mir leid, Mutter! Bei Gott, es tut mir leid!“ stammelte er.

Sie aber, alle Kraft zusammennehmend, richtete sich empor und schritt etwas unsicher, aber den Beifall des Sohnes mit einer bestimmten Gebärde abwehrend, in die Küche hinaus, wo sie das Blut mit kaltem Wasser stillte.

Fritz suchte den zerschlagenen Becher auf dem Boden und warf ihn durchs offene Fenster in die Nacht hinaus.

Als er sich am Morgen erhob, war seine Mutter schon in der Küche. Er bot ihr den gewohnten Gruß, und sie erwiderte ihn. Ein Fremder hätte ihr „Guten Tag“ freundlich gefunden; der Sohn aber fühlte wohl, daß etwas Neues in der Stimme der Mutter lag. Beim Frühstück gewährte er auch, daß in das Auge ein unverträglicher Blick gekommen war, vielleicht keinem bemerkbar als ihm.

Und so blieb es nun. Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn war für alle, die ins Himmeli kamen, das nämliche wie einst; Fritz aber wußte es anders und litt unsagbar darunter. Hätte die Mutter nur wieder einmal mit ihm gescholten, wie sie das früher etwa getan. Aber sie sagte kein unfreundliches Wort zu ihm, sie widersprach ihm nie, schlug ihm nichts ab. Daß sie zürnte, bewies sie nur mit einer Handlung: einige Tage nach dem schlimmen Vorfall entdeckte Fritz auf einem Lädel an der Wand die vier Schützenbecher, in einer Reihe aufgestellt, daneben den zertrümmerten fünften, den der Knecht im Baumgarten beim Mähen gefunden hatte. Wenn nun Fritz am Tische saß und die Augen vom Teller erhob, fielen immer seine Blicke auf das Silberzeug, das ihn vom Gestell ansah wie sein böses Gewissen. Er hätte das Lädel am liebsten geräumt, aber er wagte es nicht. So vergingen drei Jahre, recht unsfrohe: im Himmeli wurde nicht mehr gescherzt und nicht mehr gelacht, man arbeitete und mühete sich ab und sah sich nur ins Gesicht, wenn es nicht anders ainging. Die grauen Haare der Steppacherin aber wurden weiß, und das quälte ihren Sohn.

Da kam wieder ein eidgenössisches Schützenfest. Fritz nahm sich vor, es nicht zu besuchen; aber die Vereinsgenossen ließen ihn nicht los, sie konnten ihren besten Schützen nicht entbehren, und da er ihnen wohlweislich verschwieg, warum er keine Festlust habe, betrachteten sie ihn als einen düsterhaften Menschen, der sich für unentbehrlich halte und recht sehr wolle bitten lassen. Was konnte er tun? Er mußte sich den andern anschließen.

Als er, das Gewehr an der Schulter, das Haus verlassen hatte und dem Dorf zuschritt, fiel ihm auf, daß die Seitentasche seines Rittels schwerer war als sonst. Er griff hinein und zog den zertrümmerten Becher hervor. Einen Augenblick arbeitete der Zorn in ihm, schon erhob er die Hand, um das Ding zum zweitenmal, und diesmal gründlich, von sich zu schleudern. Aber die bessere Natur ward in ihm Herr: „Man soll einen Warner nicht verachten, und nun gar nicht, wenn er von der Mutter kommt. Ich will ihr zeigen, daß ich nicht so schwach bin, wie ich vor drei Jahren erschien.“

Und er steckte den Silberklumpen in die Tasche.

Am gleichen Tage kehrte er ins Himmeli zurück, aufrecht und fest. Die Mutter saß in der Stube und maß ihn mit den Augen, als er

hereinfam. Wie das erstmal zog er einen Becher aus der Tasche. „Was sagst du dazu?“ fragte er.

Sie erwiderte erst nichts und blieb lange unbeweglich. Ihre Augen ruhten auf ihrem Sohne, der demütig und doch gerade vor ihr stand. Der Ausdruck ihres Gesichtes wurde allmählich milder, und endlich erhob sie sich, ergriff mit der einen Hand den Becher und mit der andern die Rechte des Sohnes und sagte mit bewegter Stimme: „Er gefällt mir gut, dein Becher, wir wollen ihn verschwenden.“

Sie langte den Kellerschlüssel vom Nagel und ging hinaus. Bald kehrte sie zurück, den Pokal bis zum Rande mit dem besten Himmelwein gefüllt, den sie im Keller hatte, stellte sich vor Fritz hin und sagte: „Wohl bekomm's!“

„Du du den ersten Schluck, Mutter, es hat noch keiner daraus getrunken. Wohl bekomm's dir!“

Sie tat einen kräftigen Zug und er darauf einen zweiten, und dabei sahen ihre Augen einander gut und hell an wie einst.

Seither hat Fritz noch mehr als einen Becher herausgeschossen, er hat sie alle im Himmel mit seiner Mutter verschwelt. Necken ihn seine Freunde, wenn er so frühzeitig aus ihrem Kreise scheidet, pflegt er mit lachenden Augen zu sagen: „Den ersten Schluck aus meinem Becher tut ihr nicht und ich nicht. Lebt wohl!“ Die andern aber stecken, wenn er gegangen ist, die Köpfe zusammen und fragen sich: „Er muß eine heimliche Liebe haben, wo mag sie sein?“

Landstimmung.

Meine Welt ist ein lachender Sommertag,
Wenn die Sonne ihr Gold in die Felder trägt,
Wenn der Schnitter die Sense an Sense schlägt,
Und wenn im gližernden Waldeshag
Ein Schmetterling leise die Flügel regt.

Wenn aber die Felder so herbstgelb und leer,
Doch der Holzknecht frößelnd zur Schenke flieht
Und der Werkelmann mürrisch den Karren zieht,
Pfeift mir, weiß Gott warum und woher,
Ein Sperling sein elendes Hungerlied.

Adolph Donath.

Da möchte ich gern ein Schnitter sein,
Nach der Arbeit ins Dorf zu den Tänzen gehn,
Mit Bauernmädchen im Reigen mich drehn,
Bis im sternglühenden Mitternachtsschein

Die Bäume in riesigen Schatten stehn.

Besuch bei einem japanischen Bauern.

Bon Jakob Hunziker.

Bevor ich auf den Besuch eintrete, möchte ich die freundlichen Leser etwas mit dem Orte und der Umgebung vertraut machen, in der unser Bauer ein arbeitsames Dasein fristete.

Fujimi, (j ist ähnlich zu sprechen wie das j in jardin) wie der Ort, wo ich mit meiner Familie die Sommermonate 1917 verbrachte, genannt wird, liegt auf einer Hochebene, die sich um den schon längst erloschenen Vulkan Yatsugatake hinzieht. Das Dorf besitzt die höchste Station Japans und liegt etwa 1000 Meter über Meer. Nach Osten fällt das Gelände sehr stark ab, einige hundert Meter bis zur alten und berühmten Stadt Kofu, in deren Umgebung sehr viel Wein gepflanzt wird. Ein Teil der Stadtbevölkerung verarbeitet die verschiedenfarbigen Bergkristalle zu kleinen Kunstwerken; diese sind in ganz Japan berühmt. Gegen We-

sten führt uns die Bahn nach Suwa, das die Ufer des gleichnamigen Sees umrahmt. Die Stadt ist bekannt durch die vielen heißen Quellen; brodelnd brechen sie aus der Tiefe hervor.

Wir befinden uns aber hier auch im Zentrum der japanischen Seidenindustrie. Die Shinschuseide, in der ganzen Welt bekannt, stammt aus dieser Gegend. Weiter nach Westen erstrahlen an hellen Tagen die Gipfel der japanischen Alpen, die eine Höhe bis zu 3200 Meter erreichen. Fujimi (Fujiblick) hat seinen Namen erhalten von dem selten schönen Blick auf den größten Berg Japans, den Fujiyama oder Fujisan (san und Yama-Berg). Er liegt südöstlich unseres Dorfes und ragt an klaren Tagen in seiner majestätischen Größe (3750 Meter) und wunderbaren Form aus der Tiefe bis zu den Wolken empor. Der Anblick dieses ein-